

(Nachdruck verboten.)

21]

Die Inselbauern.

Roman von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering.

Es war eine felsige Insel, einige Morgen groß, mit einer Talmulde in der Mitte. Einige kahlköpfige Ebereschen standen zwischen den Steinen; auch wuchs der prachtvolle Spindelbaum mit seinen feuerroten Beeren in den Klüften; und die Talmulde war mit einer dichten Matte aus Heidekraut, Krähenbeere, Muldebeere bedeckt; die letzten hatten angefangen, gelb zu werden. Vereinzelte Wachholderbüsche lagen wie platt getreten an den Felsen und schienen sich mit den Nägeln festzuhalten, um nicht fortgeweht zu werden.

Hier war Gustav zu Hause; kannte jeden Stein; wußte, welchen Wachholderbusch er heben mußte, um die brütende Eider zu finden, die sich den Rücken streicheln ließ und ihn ins Hofenbein biß. Er steckte seine Gabelstange in einen Bergspalt und zog die Alte heraus, um ihnen den Hals umzudrehen, da er sie zum Frühstück haben wollte.

Hier draußen fischten die Gensöer ihre Strömlinge. Hier hatten sie zusammen mit einer anderen Fischergesellschaft einen Schuppen gebaut, in dem sie Nachtherberge zu nehmen pflegten. Dorthin lenkte auch Gustav seine Schritte, nahm den Schlüssel von seinem gewöhnlichen Ort unterm Dachbart und trug seine Gerätschaften hinein. Der Schuppen bestand aus einem Raum ohne Fenster, hatte aber Bettkojen, die sachförmig übereinander aufgeschlagen waren; einen Herd, einen Tisch, einen Dreifuß zum Sitzen.

Nachdem er seine Sachen verstaut hatte, kletterte er nach dem Dach hinauf, um die Schornsteinluke zu öffnen. Als er wieder herunter kam, holte er die Streichhölzchen von ihrem Platz unter einem Balken und machte Feuer im Herd; dort hatte der letzte Besucher, nach altem Brauch, einen Arm voll Brennholz für seinen Nachfolger zurecht gelegt. Dann setzte er den Kartoffelkessel auf und legte einige gefalzene Fische über die Kartoffeln. Während er wartete, rauchte er eine Pfeife.

Als er gegessen und getrunken hatte, nahm er die Flinte und ging zum Boot hinunter, wo er die Lockvögel hatte. Ruderte die hinaus und verankerte sie vor einer Landzunge. Kroch dann in die Schießkoje, die aus Steinen und Reisig gebaut war.

Die Lockvögel schaukelten auf den langen Wellen, die hereinbrachen, aber keine Eider fielen ein. Das Warten wurde ihm lang, und er ermüdete. Trieb sich auf den Strandsteinen umher, um eine Otter aufzusuchen; sah aber nur schwarze Mattern und Wespenester zwischen glänzendem Weiderich und vertrocknetem Sandhafer.

Es schien ihm auch nichts daran zu liegen, etwas zu bekommen; er trieb sich mehr herum, um sich herumzutreiben; um nicht daheim sein zu müssen; es machte ihm Bergnügen, sich hier draußen herumzutreiben, wo niemand ihn sah, niemand ihn hörte.

Nach dem Mittagessen legte er sich in den Schuppen nieder und schlief.

Zur Besperzeit ruderte er mit der Dorjschleie hinaus, um sein Glück auf diese Art zu versuchen. Die See lag jetzt blickstill, und er sah, wie sich das Land gleich dünnem Rauch in der goldenen Straße der sinkenden Sonne ausstreckte. Es war still um ihn wie in einer windstillen Nacht, und er hörte das Dunkeln der Ruderrollen meilenweit. Die Seehunde badeten in gehöriger Entfernung, steckten ihre Schwachköpfe aus dem Wasser, blöckten, pusteten und tauchten wieder unter.

Der Dorjsch biß wirklich; es gelang Gustav, einige Weißhäuche heraufzuholen, die mit ihrem großen, aber ungefährlichen Schlund nach Wasser schnappten und mit ihren Augen in der Sonne blinzelten, als sie aus ihrer dunklen Tiefe hervorgeholt wurden und über die Keling ins Boot sprangen.

Gustav hatte auf die nördliche Schäre zu gehalten; als es schnell Abend wurde und er wendete, um zurückzufahren, merkte er erst, daß der Schornstein des Schuppens rauchte. Er fragte sich, wer das sein könne, und machte, daß er so schnell wie möglich hinkam.

„Bist Du's?“ hörte er von innen und erkannte die Stimme des Pastors.

„Nein, Sie sind's, Herr Pastor,“ rief Gustav erstaunt, als er den Geistlichen am Herdfeuer sitzen und Seringe braten sah. „Sind Sie allein draußen?“

„Ich bin herausgefahren, um Dorjsch zu fischen; ich habe auf der Südseite gefessen, deshalb habe ich Dich nicht gesehen. Aber warum bist Du nicht zu Hause und hilfst die Hochzeit rüsten?“

„Ich werde die Hochzeit nicht mitmachen,“ meinte Gustav.

„Ach, Geschwäg, warum willst Du sie nicht mitmachen?“

Gustav erklärte, so gut er konnte, seine Gründe, aus denen hervorging: er wollte einmal ein Fest nicht mitmachen, das ihm zuwider war; zweitens wollte er den Brandmarken, der sein Widersacher war.

„Aber Deine Mutter?“ wandte der Pastor ein; „ist es nicht schade um sie, so bloßgestellt zu werden?“

„Das kann ich nicht finden,“ antwortete Gustav. „Es ist eher schade um mich; ich kriege diesen Knoten zum Stiefvater und kann den Hof nicht erben, solange der darauf sitzt.“

„Ja, mein Junge, das ist jetzt nicht mehr zu ändern; vielleicht aber kann man später einmal was dabei machen. Jetzt mußt Du morgen ganz früh Dein Boot nehmen und heimsegeln. Die Hochzeit mußt Du jedenfalls mitmachen!“

„Daraus wird nichts, da ich's mir einmal in den Kopf gesetzt habe,“ versicherte Gustav.

Der Pastor ließ den Stoff fallen und fing an, auf dem Herdstein seine Seringe zu essen.

„Du hast wohl keinen Schnaps bei Dir?“ begann er von neuem. „Siehst Du, meine Alte schließt alles Starke ein, und ich kriege so früh nichts.“

Gustav hatte Brantwein. Der Pastor nahm sich einen gehörigen Schluck. Darauf wurde er gesprächig und schwatze alles mögliche über die Angelegenheiten des Kirchspiels, sowohl die häuslichen wie die inneren.

Auf den Steinen vorm Schuppen sitzend, sahen sie die Sonne untergehen und die Dämmerung sich wie ein melonenfarbiger Nebel über Kobben und Wasser legen. Die Möwen gingen auf der Langbank zur Ruhe, und die Krähen zogen nach den inneren Schären, um in den Wäldern Nachtquartier zu suchen.

Es ward Zeit, zu Bett zu gehen. Erst aber mußten die Müden aus dem Schuppen verjagt werden. Zu diesem Zweck wurde die Tür geschlossen und der Raum mit „Schwarzem Anker“ vollgeraucht; darauf wurde die Tür wieder geöffnet und die Jagd mit Ebereschenzweigen angesetzt.

Die beiden Fischer warfen die Röcke ab und kletterten in ihre Kojen.

„Jetzt mußt Du mir noch einen Flohtrunk geben,“ bettelte der Pastor, der schon sein gehöriges Teil erhalten hatte.

Auf dem Bettrand gab Gustav ihm die letzte Delung. Dann wollte man schlafen.

Es war dunkel im Schuppen; nur der eine und der andere Streifen Tageslicht brach durch die undichten Wände. Doch in der schlechten Beleuchtung fanden einzelne Müden ihren Weg zu den schlaftrigen, die sich in ihren Kojen wanden und warfen, um den Quälgeistern zu entgehen.

„Nein, das ist doch toll!“ stöhnte schließlich der Pastor. „Schläfst Du, Gustav?“

„Bewahrel! Heute nacht wird wohl nichts aus dem Schlafen werden. Aber womit soll man sich die Zeit vertreiben?“

„Wir müssen wohl aufstehen und wieder Feuer machen; einen anderen Kat weiß ich nicht. Wenn wir nur ein Spiel Karten hätten, könnten wir eine „Mariage“ machen. Du hast wohl keins?“

„Nein, ich nicht, aber ich glaube zu wissen, wo die Obarnöer ihres haben,“ antwortete Gustav, kletterte aus dem Bett, kroch unter die letzte Koje und kam wieder heraus mit einem Spiel Karten, das etwas abgegriffen war.

Der Pastor hatte Feuer geschlagen, legte Wachholderreisig auf den Herd und steckte einen Lichtstumpf an. Gustav setzte den Kaffeekessel auf und zog eine Strömlingstrommel herbei; die wurde zwischen die Knie gelegt und diente als Spieltisch. Man steckte die Stummelpfeifen an. Bald tanzten die Karten

Die Stunden vergingen.

Drei frische, paffe, Trumppf, waren zu hören; dazwischen ein Kluch, wenn eine Müde unversehens ihren Schröpfkopf auf Nacken und Knöchel der Spieler ansetzte.

„Gör mal, Gustav,“ unterbrach der Pastor, der seine Gedanken anderstwo als bei Karten und Müden gehabt zu haben schien, schließlich das Spiel, „Könntest Du ihm nicht einen Streich spielen, ohne gerade der Hochzeit fernzubleiben? Es sieht ja feig aus, wenn Du diesem Knoten aus dem Weg gehst! Willst Du ihn ärgern, so weiß ich besseren Rat.“

„Wie sollte ich das anfangen?“ fragte Gustav, dem es allerdings leid tat, um die Bewirtung zu kommen, die noch dazu von seinem väterlichen Erbe genommen wurde.

„Komm am Nachmittag, unmittelbar nach der Trauung, heim; sag, Du seist auf der See aufgehalten worden. Das ist genug Schikane. Dann nehmen wir beide zusammen uns den Carlsson vor und machen ihn betrunken, damit er nicht ins Brautbett kommt; auch sorgen wir dafür, daß die Burschen ihren Spaß mit ihm treiben. Ist das vielleicht nicht genug?“

Gustav schien nicht abgeneigt zu sein. Der Gedanke, drei Tage allein auf der Schäre zu hausen, um nachts von den Müden aufgefressen zu werden, machte ihn weich; zumal er sich wirklich danach sehnte, all die Herrlichkeiten, die er hatte zubereiten sehen, auch sich schmecken zu lassen.

Der Pastor entwarf also den Plan, wie das Abenteuer auszuführen sei, und Gustav erklärte sich bereit, bei der Ausföhrung mitzuwirken.

Mit sich selber und einander zufrieden, frochen sie schließlich in ihre Kojen, als schon Tageslicht durch die Türspalten drang und die Müden ihres nächtlichen Tanzes müde geworden waren.

(Fortsetzung folgt.)

Neue lyrische Ernte.

Vor ein paar Jahren verhalf der Verband der Kunstfreunde am Rhein einem merkwürdigen Dichterbuche zur Deffentlichkeit. Das Buch hieß Auf Erden und Alfons Paquet war der Dichter. Jetzt ist es inhaltlich verstärkt durch den Verlag von Eugen Dieberichs, Jena, einer weiteren Deffentlichkeit zugänglich geworden, und immer noch erscheint es als das wichtigste lyrische Werk der letzten Jahre. Auch für die proletarischen Leser. Ein jugendliches Werden und Reifen will das Buch spiegeln, in „fünf Passionen“ ist es eingeteilt, und davon ist die zweite und dritte die wichtigste: jene ein Amtum in den Sphären bewegter Kultur in der vaterländischen Heimat, diese ein Durchstreifen und Erobern weiter, fremder, durch Meere von uns getrennter Welt. In beiden rollen sich starke soziale Bilder auf, Not und Größe ineinander gemischt. Das merkwürdigste ist aber, wie sich Paquet an das Gewaltigste zusammengedrängter Lebenserscheinungen als gestaltender Dichter heranwagt. Er ringt um den Rhythmus, der in der Fülle dieses Gewaltigen lebt und der ins Schwingen gerät, wenn unser Auge, zur blüßschnellen Aufnahme eines tausendfältig bewegten Nebeneinanders geschärft, unter den Eindruck dieser Fülle gerät. Der Amerikaner Walt Whitman ist Paquets Vorgänger. Aber Form und Ausdruck wachsen bei Paquet ursprünglich und natürlich, seine Welt hat die Wildkraft des selbst Geschauten. Er ist der Sohn der Industriestadt — „hoch über der StraÙe geboren“ — und in sein Leben ist die Richtung gekommen, tausendfältige Bewegung mit den Augen als Genuß zu suchen und das Ganze mit dem Einzelnen entwirrt und doch in seiner wirbelnden Wirklichkeit klar zu packen. Vom Großen jagt es ihn zum Größeren, und so bauen sich über die deutschen Großstadtbilder gewaltigere Bewegungen des Lebens amerikanischer Weltstädte.

„Ich habe Mein Leben eingeseht, die Erde zu bezwingen und in allen Zugen Sie auszuforschen und zu heuten wie ein Vöte und Kundschafter Von einem andern Stern.“

Aber wie Ungeheures auch das Leben der fernen Riesenstädte ihm zeigen mag, was „irgend anderswo auf Erden“ ihm höchstes Glück bedeutete, was ihm die Möglichkeit gab, sich selbst zu fühlen und anzugehören, auch in der fernen Fremde wird es ihm zuteil.

„Es raunt ein Wind: mein Sohngesüß dem fernen Vaterland, Dem Mutterleib, der mich zur Welt hinausgestoßen hat. Frei wallend lieb ich jedes Land und Meer, und leins. Ich könnte wohl auch hier geboren sein.“

Bürger des deutschen Vaterlandes und Bürger der Welt zu sein, das ist die freudige Ueberzeugung, in der das Leben dieses jungen Dichters seiner selbst janzend gewahr wird. Er ist ein begeisterter Erschauer jeder Massenbewegung, und seine Gedichte sind breitwüßrige Schilderungen des Erschauten, die im einzelnen in Strich und Farbe höchst plastisch zeichnen. Mancher deutsche Poet hat eine Volksversammlung geschildert, keiner aber hat sich wie Paquet oder überhaupt vor ihm herangeirant an einen Stoff wie den amerikanischen Volkstombent, diese Zusammenkunft von 30 000

Menschen, die die Wahlbewegung in den Vereinigten Staaten einleitet.

Die Stoffwahl an sich bedeutet ja auch etwas von Belang: ein Wagnis, eine Einsicht, einen Lebensvorgang, der seelische Eigenart verrät. Paquet erfüllt die Forderung: Der Dichter solle das Volk bei seiner Arbeit suchen. Er sucht's auf seiner Arbeitsstätte oder besser gesagt: im Trubel seiner Arbeitshay. Das bunte Getriebe und Getöse und Zneinandergliedern von Mensch und Maschine gibt Bilder, die seine Augen entzünden, herausuchen. Er schreibt das wuchtige Gedicht: „Die Güter und die Arbeiter.“

Es ist nicht bloß die bunte bewegte Oberfläche, es ist auch der soziale Inhalt, die Tätigkeit des Einzelnen und die gesellschaftliche Bestimmung der Erzeugnisse, was sich ihm aufdrängt, immer aus der Enge in die weite Welt hinausreicht, und was er ehrfürchtigsvoll empfindet. Das Gedicht „Am ersten Mai“ ist schön und ehrlich und großmenschlich in Gedanken und Gefühl, ein Hymnus der Erdenfreude, wie der Feiertag des Proletariats eine Verkündung kommender höchster Erdenfreude sein soll. Dieses Buch Paquets liest man wieder und wieder mit neuem, starkem Genuß. Es wird wohl seinen Weg machen.

Ein Buch der Arbeiterjugend — des jungen Arbeiters und der jungen Arbeiterin — sollte das von Hermann Gorter geschriebene Werkchen Ein kleines Heldengedicht sein (Leipzig, Naas u. von Suchtelen). Aus dem Holländischen ist es ins Deutsche übertragen, und vier Bilder zieren es, die nach den von Richard Roland-Holst für das Gewerkschaftshaus der Diamantarbeiter in Amsterdam geschaffenen Wandgemälden hergestellt sind: stimmungserne Bilder, proletarische Kraft und Tragik atmend. Das Gedicht erzählt vom Erwachen des Klassengeföhls in einem jungen Arbeiter, den das Leben erstunals vor die Frage stellt: sollst du teilnehmen am Streik oder nicht?, und es erzählt vom Eintritt der jungen sanften Maria in die Webfabrik, wo ein Sauten und Schaffen der Maschinen die Heilserkenntnis des Sozialismus sich in Herz und Hirn drängt. Von feierlichem Wesen ist das Gedicht, als etwas Heilig-Großes gibt es die Seele der Proletarier und die sozialistische Lehre, die rednerisch entwidelt wird. Der Einschuß an romantischem Schauen und Schildern ist aber allzu stark, Stoffe, wie hier einer gewählt wurde, verlieren dabei die Erdhaftigkeit, die sie zeigen müssen, wenn sie fesseln und wirken sollen, und daran ist doch bei diesem Gedichte gedacht. Auf die blonden Dünenhügel der Küste führt das Gedicht, dorthin, wo der Gedanke an Schiffe, die mit dem Meere ringen, lebendig ist; so flieht viel verklärendes goldenes Sonnenlicht und wirkt viel gewaltige Bewegung in das Gedicht herüber und läßt die Menschen und ihre Seelen hell und willensstark erscheinen. Die Stimmung des Dichters, in dem der Glaube an Proletariat und Sozialismus von allen Kräften eines freudigen Optimismus getragen ist, verlor die nahe Fühlung mit Wirklichkeit der proletarischen Menschennatur und umriß Idealbilder, die nicht Fleisch und Bein haben und trotz aller lichten Farbe nur Schemen und ohne die Kraft großer Wirkung sind. Das Gedicht ist nicht aus der Seele des Proletariats heraus gedichtet, das wird ihm den Weg zum deutschen Arbeiter mehr erschweren als sein spezifisch holländisch-küstendörflisches Milieu. Endlich die Versprache: sie ist ungenet, unehthmisch, un schön. Der Verlag hätte das Gedicht in so unvollkommener Uebersetzung nicht veröffentlichen sollen.

Die Versbücher von Casar Flaischlen habe ich immer lieb gehabt. Ich kann den Dichter auch in dem neuen Buche Zwischenklänge (Egon Fleischel, Berlin) gern begleiten. Er ist ein fremdlicher Weggefährte, der die Kunst hat, zu führen, ohne aufdringlich zu sein. Er hat die Kunst, die schlichte Sprache des Lebens selbst als Dichtersprache zu geben. Seine Gedichte haben so gar nichts Gewolltes, das sich kunstvoll gebaut aus dem Leben abhebt, sie sind immer nur in der Gelegenheit des Augenblicks aus dem Tun der Seele abgelesen.

Flaischler versinnlicht, wie inhaltreich und fruchtbar auch die Minute des Ausspannens sein kann. So ergibt sich dies für ihn charakteristische Liedplaudern, diese improvisierende Art, Geschantes und Gedachtes zu sagen, ohne Spannung, ohne kunstvollen Guf, mit Gelegenheitsreimen und oft mit gesprochenen Gedanken, die künstlerisch nicht aufgearbeitet sind, aber den Menschen von Sonderart doch vernehmlich werden lassen, den Menschen, der sich nicht überheben möchte, der die Dinge unter sich wissen will, ohne sie zu bergewaltigen. Er wird nicht müde, die so oft genossenen Farben des Himmels, der Wiesen, des Frühlings, der Rosen und der Wollen, und die Lüfte und das Rauschen der Natur und all ihre endlosen Weiten immer aufs neue zu genießen und in ihrem tausendfältigen Gleichniswert für das menschliche Leben zu empfinden. Leise streift die Hand an die alten Fragen vom Sinn des Lebens, und immer so, daß der Lebensmut dabei gewinnen kann. Daß Flaischlen ein Lebenskämpfer ist, haben frühere Bücher von ihm gezeigt, zuletzt Jost Seyfried; in diesen Zwischenklängen, die nicht als eine neue Stufe, sondern als ein Verweilen und Nachsammeln auf schon abgeerntetem Grunde gelten wollen, tritt nicht der Kämpfer, mehr dagegen die freundlich dulbende Art hervor, die zum Wesen des Dichters gehört. Aber nun drängt sie bisweilen vor die Frage, ob nicht das Seltenlassen schon zum Geselassenen wird, das bedenklich scheint und gefährlich ist in einer auf Kampf und Kraftmessen gestellten Zeit, die das Gesunde heraus-hauen soll auf freies Feld, das ihm vorerst noch fehlt. Die Jahre der ersten grauen Fäden im Haar sind freilich gar oft die Jahre beginnender Resignation, wo die Jugendwünsche verblaßt in der

Vergangenheit unterinken und als Siglöyperet belächelt werden. Spuren davon werden auch in diesem Buche Fleischlens bemerkbar; es mag damit genug sein. Lieb ist mir der Fleischlen, der's als Dichtersdickmal bezeichnet:

Jedem in Stille den Weg zu zeigen,
Jedem in Stille ein Ziel zu werden,
sich zu befreien . . .
selber aber immer zu kämpfen
und ringen zu müssen und im Tiefsten
unstät, verlassen und einsam zu sein.

Der Fleischlen auch ist mir wert, der die ewig umstrittene Frage: Was ist Kunst? in die Worte ausklingen läßt:

Groß und ewig nur noch immer, nur: was mit befreitem Flug
über die gebundenen Grenzen unseres Werktagsdaseins trug . . .
was mit festem Fuß auf fester Erde . . . doch vor allem
ihrem Zwang und aller Schwere frei,
wie als Spiel uns lächelnd schenkt, was das Leben uns
zu leben nicht vergönnt
und wonach doch unsere Sehnsucht immer übermächtiger drängt.

Ein Bündel Scholarenlieder für Kneippgesellschaft, das aus Fleischlens Jugendtagen stammt, ist dem Buche hinten angehängt worden; es hätte aber doch lieber nicht mit auf die Wanderschaft gegeben werden sollen, es bedeutet zu wenig. Die satirisierenden Gedichte der Gruppe „Dies und das“ wären ein besserer Buchabschluss gewesen.

Ganz anders ist die Art, wie Erich Mühsam ins Welt-treiben schaut. Ihn hat der Großstadt-Weltschmerz in den Klauen, kaum je entringt er sich ihm zur Seligkeit schwererfreien Genießens. Er wühlt in den Dissonanzen einer verfahrenen Kultur, und sein Schmerz ist so echt wie seine Bolest, zu fühlen, wie verfahren sie ist. Es ist ihm geradezu Bedürfnis geworden, sich diesem Gefühl hinzugeben. Ungemein bezeichnend für Mühsams Wesen ist der Vers: „Wär ich nicht manchmal am Gemüte krank, ich würde niemals meines Lebens froh.“ Bei solchem Wort schlechtweg von Pose zu reden, führt bei diesem Dichter auf den Irrweg. Zu dem letzten Versbuche Der Krater (Morgen-Verlag, Berlin) nötigst zwar ein Gedicht wie „Die Schicksalsanlage“ den Gedanken an Pose auf, aber dies Gedicht ist schwach, die Kraft Mühsams bricht hier nur in matter Rhetorik, nicht in der ursprünglichen Eigenart hervor, die viele Gedichte charakteristisch als persönliches Eigentum und als Künstlerwerk abstempelt. Denn Mühsams Lyrik ist Kunst, wenn auch nicht alles dichterische Betätigen Kunstwerke gebiert, wie es mit Wedelindschem Vergnügen sich gern der satirischen Artifiziel und dem häufelängerschen Erzählen hingibt. Die Aufgaben, die der „Simplicissimus“ sich gestellt hat, haben die Saat, die einst der alte Schartenmeyer austreute, tüchtig aufgehen lassen. Ludwig Thoma hat da sehr eifrig mitgeholfen; die Verse, die er bei verschiedenen politischen und unpolitischen Anlässen zu teilweise löstlichen Simplicissimus-Bilderbogen schrieb, sind jetzt mit anderen Häufelängersgeschichten als Moritäten in Buchform erschienen (München, Langen). Man weiß: dies Wedelindsche Vergnügen, dem also auch Thoma und Mühsam zu Zeiten gern die Seele verschreiben, ist im Kerne von bitterem Ernste erfüllt und gewinnt durch Knüttelreimform und Zeilerversehythmus gewisse schneidende Kontrastwirkungen, die die Stoßkraft der Pointe verstärken. Mühsam ist ebenso ernst und ebenso stohtüchtig; er hat durchaus jenen diabolischen Humor, der mit zynischer Deutlichkeit realistisch berichtet und sich so die Möglichkeit schafft, unerbittlich die Geißel zu schwingen. Das Diabolische ist in Mühsams Lyrik überhaupt ein echter Grundzug. In dem Krater-Buche ist er bewußt und absichtsvoll hervorgekehrt:

Weiß sitzen, wo du sitzt, und laß die Beine
vom Rand hernieder in den Krater haumeln.
Da unten ist Musik . . . und Hegen taumeln
in eines wilden Feuers Scheine,
das Teufel speien.
Ins Chaos abgestürzte Seelen schreien
nach Kameraden, die vom Kraterande
die Beine lotend in die Tiefe senken . . .
Weiß sitzen wo du sitzt. — Vergiß das Denken.
Traum' die Musik, die die verdammte Bande
auf Knochen bläst.

Das Lebenselement des Denkens und Anschauens dieses Dichters heißt gierige Unruhe. Sie peitscht des Dichters Seele und gibt ihr doch zugleich eigentliche Befreiung von innerster Not. „Das Brauen, das mich angstvoll dichten ließ.“ Dieser Mühsamsche Weltschmerz ist ein wichtiges Stück Psyche der Millionenstadt, erzeugt von einer höchstgesteigerten, überkritischen Empfindlichkeit und von auf Schritt und Tritt geschährenden Verwundungen und Empörungen der Seele. Er ist krankhaft in seiner Art und oft wird die Erinnerung an Poe wach, an Poe, der die Bollnust des Sichelsthegens auskostete. Einmal nennt Mühsam sich ein Angstgemüt, aber er ist gleichwohl keineswegs ein Weichling, sondern ein Trozer und Woller. Er ist eine flackernde, volle Flamme, die im Sturm steht, aber so, als lebe die Sicherheit des Gefühls in ihr, daß sie selber in aller Nacht nicht erlöschen werde. Er ist mitten drin in der Welt und greift mit der ihm gegebenen Waffe an und seine Zähne fassen gut. Er hat auch Geißer um die Lippen, aber er verprügelt ihn nur, wenn sein Zahn einschlagen kann. Er hat scharfen Wig, wigelt nie zwecklos, selbst der Papierkorbblauer zieht von seiner besten Kraft. Es fehlt keineswegs an Blättern, die entbehrlich scheinen, nicht nur um ihres stofflichen Inhalts willen, auch wegen der geringen Lebenskraft

des Ausbruchs. Als ein Merkmal, in dem sich Persönliches ausdrückt, mag gelten, daß die künstlerisch wertvollere erste große Gruppe der Gedichte ausklingt in Stücken von hochgestimmter seelischer Ruhe von abgeklärter, selbstsicherer Schönheit, deren großes Lebensgefühl kein schriller Ton zerreiht. Ein starkes Liebeserleben und einswerdendes Naturempfinden strömt hier lyrische Herrlichkeiten aus, die man freilich am wenigsten in einem Buche sucht, das solchen Titel trägt. Als ein Beispiel der Kraft, mit der Mühsam soziale Bilder schaut und durchgeistigt, lebematmend schildert, als ein Beispiel seiner Ausdruckskunst überhaupt, die den Blick weit und tief führt, mag folgendes Gedicht gelten:

Ein kleines gelbes Haus, plump überdeckt
von einem flachen Dach aus schwarzem Schiefer,
in dem ein klobig roter Schornstein steckt.
Unförmig klinkt aus dieses Schornsteins Bauch
ein dumpfer Lichtschein, eingepackt in Rauch,
der in der Luft vertrieht wie Ungeziefer. —
Ein Vogel macht sich aus dem Lichtschein los,
wächst rot zum Himmel, wächst — wird weltengroß,
durchzuckt die Nacht in graufiger Geberde —
und blutet schwere, rote Angst zur Erde.

Die soziale Lyrik der neunziger Jahre hallt immer noch stark zu uns herüber. Sie hatte die Inbrunst mächtigen Einfühlens in die proletarische Not und war der proletarischen Wirklichkeit auch in der Anschauung sehr nah. Auf Ada Negri trifft das ganz besonders zu. Ihre schwererschreitenden Rhythmen haben vor zehn Jahren die proletarische Aufwärtsbewegung begleitet. Sie haben den Atem ihrer Zeit. Seltzam, wie fühlbar sie oft im strophischen Gange das Anstimmeln von unten her ausdrücken! Ada Negris Gedichte malen den Druck grausamer Not im kapitalistischen Weltgetriebe, und in ihr grenzenloses Freiheitsbegehren wirkt das Bewußtsein der Weglosigkeit und Siegesicherheit hellend hinein. Der Name Ada Negri bedeutete einen Zuwachs an Kraft, eine Verstärkung mehr, daß die Besten dem sozialistischen Kulturideal dienen, und immer wieder werden auch jetzt noch viele ihrer sozialen Gedichte, die Bild und Rede zugleich sind, von unseren Arbeiterblättern abgedruckt. Jetzt sind die ersten beiden Bände der Gedichte Ada Negris — Schicksal, Stürme — in einer einbändigen Volksausgabe erschienen. Der Verlag von M. Dunder, Berlin, verdient Dank dafür, mag immerhin die Uebersetzung Hedwig Jahns, so gut sie den Sinn wiedergibt, doch aus künstlerischer Kongenialität nicht erquollen sein. Allerdings, für eine Volksausgabe wäre vielleicht eine Auslese der wichtigsten und am meisten verständlichen Gedichte mehr angebracht gewesen als diese ungeklärte Ausgabe; sie hätte dann auch noch wohlfeiler im Preise ausfallen können. Zu fürchten ist, daß der jetzt gestellte Preis von 2 M. (geb. 3 M.) das Buch zwar wohl in viele Arbeiterbibliotheken, nicht aber darüber hinaus als Eigenbesitz in viele Arbeiterhände führen wird. Franz Diederich.

Explodierende Pflanzen.

In den mitteleuropäischen Wäldern gedeiht ein unscheinbares gelbblühendes Gewächs, das der Volksmund als „Nährmidnichten“ bezeichnet hat, weil seine kleinen grünlichen Fruchtkapseln zwischen den berührenden Fingern mit Heftigkeit zerpringen. Diese grünen Miniaturtorpedos sind nur ein Beispiel für viele Fälle plötzlicher und oft wirklich explosionsartig verlaufender Bewegungen von Pflanzenteilen. Am häufigsten und stärksten finden sich solche Vorgänge bei den Kindern der Tropenflora, die eben in jeder Hinsicht eine Steigerung und Erhöhung unseres Pflanzenlebens darbietet. Wenn das Lied davon singt, daß „alle Knospen sprangen“, so bedeutet das für unsere Pflanzenwelt nur eine dichterische Uebertreibung. Dem Blick des Naturforschers stellt sich im allgemeinen das Ausblühen der Knospen in unseren Zonen als ein langsamer, mit dem Auge nicht zu verfolgender Vorgang dar, der mit einem eigentlichen „Springen“ nichts zu tun hat. Aber wenn in unseren Länden auch nicht alle Knospen springen, so gibt es doch einzelne, die es wirklich tun. So besitzt zum Beispiel eine Nachtkerzenart, die den botanischen Namen *Oenothera grandiflora* führt, die Eigentümlichkeit, daß ihre Blumenblätter sich ganz plötzlich mit einem Ruck auseinanderschoben und sich binnen etwa einer halben Minute ausbreiten, so daß man in diesem Falle der Bewegung wirklich mit den Augen folgen kann. Noch auffällender und wichtiger vollziehen sich diese Bewegungen bei einer Reihe tropischer Orchideen. Nach einer Schilderung von Eduard Boede in der Zeitschrift „Natur und Offenbarung“ vollzieht sich bei den prächtigen Blüten der *Stanhopea tigrina* das Ausblühen in der Weise, daß die äußeren Blumenblätter zunächst mit einer einzigen Bewegung 5 Zentimeter weit auseinander schnellen und danach noch mehrere zudartige Zudungen ausführen, so daß sie nach einer halben Minute im Halbbogen weit zurückgerümmelt sind. Dann öffnen sich die inneren Blütenblätter in ganz ähnlicher Weise, und in etwa drei Minuten hat sich die ganze Blume entfaltet. Das Ganze ist von einem klatschenden Geräusch begleitet, so daß mit Recht von „explodierenden Blüten“ gesprochen werden kann. Explosionsartig vollziehen sich auch die Geschehnisse, die bei einer großen Anzahl von Pflanzen ein vollenartiges Auseinandertreiben des Blütenstaubs zum Zweck der Befruchtung betreiben. Ein interessantes Beispiel ist eine in Nordpersien heimische, zu den Sterna-

kräutern gehörende Pflanze *Crucianella stylosa*. Die rosenroten, nach Honig duftenden Blüten weisen im Knospenzustand eine seltsame Einrichtung auf. Der lange dünne Griffel liegt in spiraligen Windungen in der Knospe, und zwar derart, daß seine dicke Karbe zwischen die Staubbeutel geklemmt wird. Diese entleeren ihren Inhalt auf die rauhe Fläche der Karbe, die dann von dem sich allmählich streckenden Griffel bis unter die Kuppel der noch geschlossenen Blütenkrone gepreßt wird. Der Griffel federt dann förmlich gegen die Hülle. Wenn nun der Blütenfaden auseinanderzuweichen beginnt, wird der Griffel plötzlich vorgestoßen und schleudert den Blütenstaub in Gestalt eines Wölkchens umher. Der Vorgang kann oft durch einen leichten äußeren Reiz, wie die Berührung der Knospe durch ein Insekt herbeigerufen werden. Besonders merkwürdig ist die Explosionsfähigkeit, sofern sie dazu bestimmt ist, die Befruchtung durch Insekten zu erleichtern. Ein gutes Beispiel dafür sind die in Chile und Peru heimischen Schizanthus-Arten, die zum Teil als Zierpflanzen nach Europa eingeführt worden sind. Ihre Blüte ist durch einen unpaarigen, nach aufwärts gerichteten gefiederten Lappen ausgezeichnet, der gleichsam ein Wirtshauschild für honigsuchende Insekten darstellt. Eine weitere Bequemlichkeit bietet ihnen ein zweites Paar kleinerer Rappen, die sich unterhalb des eben erwähnten Honigplakats zu einem schiffchenförmigen Gebilde vereinigen und dem honigglühernen Insekt einen bequemen Sitz zu seiner Mahlzeit bieten. Dieser Sitz verbirgt aber eine tückische Attrappe, die einen wirksamen Schutz gegen das „Nassauern“ der Insektenwelt darstellt. Der Honig wird nicht umsonst verabfolgt, sondern muß durch eine entsprechende Gegenleistung bezahlt werden. In dem einladenden Ruhesitzchen liegen schleudertüchtig zwei Staubfäden verborgen, wie die Spiralfedern in einem Sesselpolster. Sobald ein genäsigtes Kerbtier Platz nimmt, schnellen die Federn — im Gegensatz zu denen eines Fauteuils — mit einem Ruck in die Höhe und hüllen den Gast in eine Wolke von Blütenstaub. Es liegt sogar eine gewisse Ironie darin, daß die „Bündung“ der Mine dadurch erfolgt, daß der Honigsucher seinen Rüssel unter den anlockenden Blumenlappen einführt. Honig geben derartige Blüten allerdings her, so daß die ganze Sache als ein leidlich ehrlicher Tauschhandel erscheint. Nur daß manche hierher gehörige Pflanzenarten auch über Humor verfügen und nach Art der „groben Witze“ in gewissen großstädtischen Unterhaltungsloteren sich den kleinen Sägerz erlauben, den Gästen mit plötzlicher Verbtheit zu begegnen, indem sie sie mitten in der Mahlzeit mit einem plötzlichen Hagel von Pollen überschütten. Auch andere Pflanzen zeigen ähnliche Einrichtungen. Es ist hier z. B. der gelbe Lerchensporn zu nennen, der einen förmlichen Sattel als Sitz bietet. Auch bei dem gewöhnlichen Ginster findet ein Emporschleudern des Blumenstaubes statt, und ebenso bei seinen Verwandten, wie dem am Mittelmeere weiterbreiteten Wiesenstrauch (*Spartium junceum*). Ziemlich tückisch und unfreundlich gegen die zu Besuch kommenden Insekten ist die Blüte des Sauerdorns oder der Verberke. Ihre nach unten gewendete, blendend gelbe Blütenrispe ist ein gutes Aushängeschild, das Bienen, Hummel und Schwebefliegen in Massen anzieht. Die Tiere, die nach dem Honig im Blüten Grunde dürsten, klammern sich an die Fruchtnoten und tasten mit dem Rüssel nach der Ansatzstelle der Staubfäden. In dieser Gegend hat die Blüte jedoch eine tückische Stelle, von der aus ein plötzliches Losschwellen der Staubfäden ausgelöst wird, die dann wie Hammer auf Kopf und Rüssel des Kerfs losfahren und sie mit Blütenstaub überpulvern. Dieser unfreundliche Empfang, der auch noch von anderen mit Blütenstaubregen verbundenen Hammerschlägen gegen die Weine verbunden zu sein pflegt, veranlaßt das betroffene Tier zur Flucht nach einer Nachbarblüte, wo es dann seine unfreiwillige Frucht an der Narbe zum Teil wieder abstreift. Neben den geschicktesten finden sich noch zahlreiche andere Formen von Schleuderverken und „Minen“ im Pflanzenreich, die der Befruchtung und Verteilung der Samen dienen.

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Die Erkennung der Bleibergiftung aus dem Blut. Vor einigen Jahren haben Gravit und Hamel erkannt, daß das Blei ein ausgesprochenes Blutgift sei. Wo eine Bleibergiftung vorlag, zeigte sich stets eine eigentümliche Veränderung der roten Blutkörperchen, die sogenannte blasophyle Körnelung, die auch bei Bleiarbeitern vor dem Auftreten eigentlicher Vergiftungserscheinungen zu beobachten war. In neuerer Zeit hat sich P. Schmidt mit der Erkennung der Bleibergiftung aus dem Blute an Menschen und mit Tierversuchen beschäftigt und daraus für die Gewerbehygiene diese Methode als sehr brauchbar empfohlen; dies um so mehr, als sie eben noch vor Ausbruch der Krankheit verwendbar ist. Ein Befund von über hundert derartig veränderten roten Blutkörperchen in einer Million läßt nach Schmidts Ansicht auf Bleibergiftung schließen. Er hat 548 Personen, die in Bleibetrieben beschäftigt waren, untersucht und damit 110 Personen, die niemals mit Blei in Verührung gekommen waren, verglichen. Bei diesen fand er nur zweimal, daß ist bei 1,8 vom Hundert mehr als hundert veränderte Blutkörperchen. Die Tatsache, daß auch bei anderen Krankheiten, wie

bei schwerer Bleichsucht, Tuberkulose, Malaria, Krebs u. a. eine gleiche Blutveränderung vorkommt, veranlaßte Dr. Trautmann in Leipzig zu einer Nachprüfung, die namentlich die Tuberkulose ins Auge faßte, da die vorwiegende Krankheit bei den Buchdruckern eben diese ist und nicht, wie häufig angenommen wird, die Bleibergiftung. Er untersuchte, wie er in der „Mündener Medizinischen Wochenschrift“ mitteilt, hundert blutarme Kranke sowie hundert Gesunde. Einbezogen wurden in beide Gruppen nur solche Männer, die beruflich niemals mit Blei zu tun gehabt hatten, und zwar in die erste Gruppe nur Individuen mit einem Hämoglobingehalt von unter 80 vom Hundert und die in die zweite ganz Gesunde mit mindestens 85 vom Hundert Hämoglobin. Diesen Versuchspersonen stehen außerdem 233 Bleiarbeiter gegenüber. Es liegt also ein sehr reiches Untersuchungsmaterial vor, dessen Ergebnis in Kürze das folgende ist: Sowohl bei blutarmen Personen, die nichts mit Blei zu tun haben, als bei gesunden, kommen blasophyl geförnte rote Blutkörperchen vor, wobei allerdings nur zweimal unter den hundert beobachteten Fällen über hundert davon in der Million gefunden wurden. Es ist dagegen richtig, daß die veränderten Blutkörperchen sich am zahlreichsten bei den Bleiarbeitern finden; bei zwölf schweren Fällen von Bleibergiftung hatten alle ohne Ausnahme mehr als hundert solcher Blutkörperchen in der Million. Am schlimmsten sind unter dieser Arbeitergruppe die Maler daran. Die Zahl der erkrankten Blutkörperchen unterliegt auch bei ein und derselben Person Schwankungen, so daß die Blutuntersuchungen wiederholt werden müssen. Der von Schmidt aufgestellte Grenzbefund von hundert in der Million ist zum Zweck wirksamer Vorbeugungsmaßnahmen im Bleigewerbe als Erkennungsmittel von Wert, wenn man gehörige Rücksicht auf die Nebenumstände wie eventuelles Vorhandensein von Malaria nimmt. Handelt es sich jedoch um gerichtliche Untersuchungen, so dürfte man die Grenzzahl auf dreihundert auf die Million erhöhen müssen. Es würde sich jedoch empfehlen, daß die bakteriologischen Laboratorien der hygienischen Institute sich mit derartigen Blutuntersuchungen zum Zweck des Nachweises von Bleibergiftungen beschäftigen. Diese Untersuchungen ermöglichen tatsächlich eine sehr frühzeitige Diagnose, so daß das Wohl der Arbeiter durch rechtzeitige Entfernung aus dem gefährlichen Wirkungskreis in erheblichster Weise gefördert werden kann.

Verkehrswesen.

Dampftriebwagen. Seit einiger Zeit werden von der preussischen Eisenbahnerverwaltung Versuche mit sogenannten Triebwagen nach verschiedenen Systemen durchgeführt. Bei diesen Triebwagen ist das Zugmittel, die Lokomotive, mit dem Beförderungsmittel in einem Wagen vereinigt. Die Versuche werden mit elektrischen Akkumulatortriebwagen, mit Wagen mit Verbrennungsmaschinen (Benzinmotoren) und Dampftriebwagen vorgenommen. Diese Triebwagen sollen in der Hauptsache dazu dienen, auf Haupt- und Nebenbahnen, wo ein genügendes Verkehrsbedürfnis vorhanden ist, einen Zwischenverkehr neben den großen durchgehenden Hauptzügen zu ermöglichen. Auch für den Vorortverkehr größerer Städte, ferner für die Verichtung des Betriebes auf verkehrsreichen Strecken oder als Ersatz für Dampfzüge in verkehrsarmen Gegenden sind diese Triebwagen von Bedeutung. Nach Ausführungen von Buchholz in der Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure sollen die Dampftriebwagen die größten Ausichten auf Erfolg haben.

Vor allem passen sich diese Wagen, was die Betriebsmittel und Betriebsbedingungen betrifft, den vorhandenen bahntechnischen Einrichtungen fast bedingungslos an. Ferner sind in den Lokomotivführern geschulte Führer bereits vorhanden. Die Hauptvorzüge der Dampftriebwagen bestehen aber darin, daß der Dampftrieb die größte Wirtschaftlichkeit gewährleistet und daß zur Ueberwindung der Steigungen eine große Veränderung der Leistung möglich ist. Auch für das Publikum bietet der Dampftrieb die Vorteile eines sanften Anfahrens und geräuschlosen Ganges.

Ein von der hannoverschen Maschinenbau-Aktiengesellschaft für die Eisenbahndirektion Frankfurt a. M. gelieferter Dampftriebwagen, der 72 Personen aufnehmen kann, hat bei seinen Probefahrten mit einem Anhänger für 40 Personen eine Geschwindigkeit von 50 bis 60 Kilometer in der Stunde erzielt. Der Wagen, der über 16 Meter lang ist, enthält vorn den Kessel für den Kessel und die 100pferdige Dampfmaschine und daran anschließend den Führerstand. Darauf folgen die Personenabteile, und zwar ein Abteil IV, und zwei Abteile III. Klasse, die in der üblichen Weise ausgestattet sind. Am anderen Ende des Wagens liegt ein Gepäckraum, der gleichzeitig als Führerstand dient, wenn der Wagen rückwärts fährt. Die Heizung des Wagens geschieht durch Dampf, die Beleuchtung durch hängendes Gasglühlicht. Die Dampfmaschine, die mit Dampf von 85 bis 50 Atmosphären Betriebsdruck aus einem Sicherheitsrohrplattenkessel gespeist wird, kann 100 Pferdestärken leisten und treibt die hintere Achse des vorderen zweiaxigen Drehgestells an. Außerdem ist der Wagen hinten noch mit einer freien Lenkachse verbunden. Die Maschine kann sowohl vom vorderen als auch vom hinteren Führerstand bedient werden. Die beiden Führerstände sind durch ein Sprachrohr verbunden, damit sich der Führer eventuell mit dem Kesselbeizer verständigen kann. Die Versuche haben bis jetzt günstige Resultate ergeben. Sie sind jedoch nicht soweit abgeschlossen, daß eine endgültige allgemeine Entscheidung für eines der Triebwagen-Systeme getroffen werden kann.